Die Frau von heute.

Wie sieht die Frau von heute aus? Wie lange bewahrt sie jene Jugendlichkeit, die Liebe entfacht? Diese Fragen behandelt der bekannte französische Soziolog Jean Finot in einem interessanten Kapitel seines Werkes „Das Hohelied der Frau". Wir lassen nachstehend die wesentlichen Ausführungen dieses Kapitels folgen:

Um die Frau von heute in ihren charakteristischen Merkmalen zu erfassen, müssen wir sie mit ihren Vorgängerinnen vergleichen. Das geschieht am anschaulichsten, wenn man die Frauenporträts alter Meister mit modernen Frauenbildern vergleicht. Da offenbart gleich der erste Blick, wie sich im Wandel der Zeiten der Ausdruck des weiblichen Antlitzes verändert hat. Die Frauenbilder der berühmtesten Maler Tizian, Holbein, Reynolds zeigen jene typische Schüchternheit, die unsre Großmütter charakterisierte. Eine unbewußte Demut spricht aus ihrer Physiognomie; fern ihrem Heim und Gebieter und allein mit dem Künstler, der ihr Antlitz verewigen soll, konnte sich die junge Frau früherer Zeit eben doch nicht des Ausdruckes der Unterwürfigkeit erwehren, die fast jede Linie ihrer Gestalt bekundete.

Betrachten wir nun das Bild einer Frau von heute! Die Scheu ist verschwunden. Keine Unterwürfigkeit mehr spricht aus den Zügen; statt dessen ein offener, stolzer Blick. Die Frau von heute ist weit davon entfernt, die Gedanken zu verbergen, die sie beschäftigen; sie trägt sie zur Schau, sie ist nicht mehr die Puppe oder das Weibchen von einst. Sie schlägt nicht mehr die Augen nieder; das Gefühl, daß sie ein dem Manne gleichberechtigtes Wesen ist, hat ihr Schwungkraft und Elastizität verliehen. Hand in Hand damit eine nicht minder merkwürdige Aenderung. Infolge der zunehmenden Langlebigkeit umfaßt die Jugendlichkeit und das reifere Alter der Frau von heute eine viel größere Zeitperiode als einst. Balzac hat in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch seine These, daß eine Frau von dreißig Jahren noch Anspruch auf Liebe habe, Erstaunen bei seinen Zeitgenossen hervorgerufen, und vierzig Jahre früher hat der Philosoph Charles Fourier jene Mädchen beklagt, die mit achtzehn Jahren noch keinen Gatten gefunden! Ein achtzehnjähriges Mädchen schien ihm schon in dem kritischen Alter zu stehen.

Die Zeit, in der die Frau lieben und geliebt werden kann, hat sich seither außerordentlich ausgedehnt. Heute wird die dreißigjährige Frau von der vierzigjährigen und oft sogar von der noch älteren in den Schatten gestellt. Literatur und Bühne behandeln eigentlich nur noch das reifere Lebensalter bei ihren Helden und Heldinnen. Das liebende und geliebte Weib muß heute mehr Lebenserfahrung und gereifteren Verstand haben als früher. Es imponiert auch heute mehr als früher durch geistige und seelische Eigenschaften, durch Kühnheit und Unabhängigkeit vom Manne. Die zarte, sanfte und harmlose Taube wird verlassen um der Frauen willen, die das Leben und seine Leiden von Grund aus kennen.

Ich behaupte sogar — sagt Finot — daß die Schönheit in Zukunft die Frau nicht mehr so früh verlassen wird wie bisher. Früher entschwand sie ihr und verblaßte gar so schnell, so lange die Frau in Angst und Schrecken vor dem allzu frühen Altern lebte. Nun aber wird sie ihr länger treu bleiben, und jedenfalls wird die Frau sich viel besser als früher den gegebenen Zuständen anpassen. Schon jetzt können wir sehen, daß die Frauen viel länger jung bleiben, wenn sie die Hindernisse besiegen, die sie von einem Leben der Tat trennen.

Die Schriftstellerinnen, die Künstlerinnen sowie die im Interesse der Menschheit auf irgendeine Weise tätigen Frauen erfreuen sich fast immer einer viel längeren Jugend als andere. Die wenigen Strahlen des Ruhmes, die mit ihrem goldenen Schein in ihr Leben fallen, sind für sie der Quell schönster und edelster Freuden. Wenn wir heute jene Frauen betrachten, die an der Spitze des Bühnen- und Musiklebens stehen, so finden wir, daß die Anzahl der Jahre ihrem Talent und ihren Reizen fast nichts geraubt hat. Genau so wie auf der Bühne herrschen sie auch im Leben und ihre zweite Jugend beginnt erst dann, wenn die untätigen Frauen der oberen Klassen und der ärmeren Kreise im gleichen Alter schon längst die Szene verlassen haben.

Eine vergleichende Statistik der Frauen, die an der Spitze sozialer und wohltätiger Einrichtungen stehen, bestätigt ebenfalls diese Tatsache. Wie viel Beispiele ließen sich noch aus anderen Berufen und Volksschichten erbringen! Trotzdem aber sind wir immer noch in jenem seltsamen Vorurteil befangen, das die Frauen hindert, ihr wahres Alter zu nennen. Die Menschheit kann daher nichts Besseres tun, als das vorzeitige Altern, das uns so vielen Schaden, moralischen und materiellen, bringt, zu verhindern.

Das Beispiel derer, denen es geglückt ist, sich von der Tyrannei des Alters zu befreien, muß als nachahmenswert bekannt und gepriesen werden. Und je mehr Frauen sich von dem mit dem Altern törichterweise verbundenen Schrecken befreien, desto mehr Gleichgesinnte werden sie nach und nach um sich sammeln, die ebenfalls jene drückenden Altersträume verscheuchen werden, die unser Leben so mutlos machen. Es wird freilich Sitten- und Splitterrichter geben, die durch die jugendliche Frau von über 40 Jahren beunruhigt werden. Aber sie ist nun einmal da und ihre Existenz beweist, wie unrecht der Mann tat, als er die Frau in einem Alter der Vergessenheit anheimfallen ließ, in dem er selbst noch in vollen Zügen das Leben genießt, denn die Vitalität der beiden Geschlechter überwiegt keineswegs zugunsten des Mannes. Freuen wir uns also, daß die Frau von heute es versteht, die Grenzen ihres Lebens ganz wesentlich zu erweitern.

Abschiedsscenen bei der Abfahrt ins Camp.

Das letzte Lebewohl am Bahnhof zwischen Familienmitgliedern und Eingezogenen vor der Abfahrt nach Yaphank Camp.

In dieser Zeit der großen Kriegsmobilmachung richtet sich unser Blick auf die Zurückgebliebenen, auf die große Schar von Frauen, Schwestern und Mütter, die ihren Sohn, Bruder oder Gatten ins Feld ziehen lassen müssen. Keine ist dabei, die ihn zurückhalten würde und doch zittert das Herz in der Abschiedsstunde und in Tränen erflieht das letzte Lebewohl. Die andern, die vielen Hunderttausende von Zuschauern, die die Truppenzüge begleiten und mit Hurrah und Sing und Sang in die Begeisterung der Ausziehenden einstimmen, ahnen wohl nicht den Jammer, der die Herzen der Nächstbeteiligten ergriffen hat. Die Zukunft liegt ja in Schleiern, wird sie ihnen ihr Liebstes für immer entführen, oder wird der junge Krieger als Held in ihre Arme zurückkehren? Heiße Segenswünsche flüstern die Lippen, hier und da übermannt wohl auch der Schmerz ein junges Wesen, das vielleicht erst vor wenigen Wochen oder nur Tagen den Schwur der Treue am Altar besiegelte. Trostworte können den Jammer nicht heben, aber der frohgemute Blick des jungen Mannes, sein siegbaftes: „Ich komme wieder," glättet das Weh und zwingt wohl gar ein Lächeln auf die herb verschlossenen Lippen.

Kinderwohlfahrt im Kriege.

Mit stolzer Zuversicht ziehen immer neue Scharen amerikanischer Truppen hinaus, um für des Vaterlandes Größe ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Aber auch die mutigsten unter ihnen, die blühende Kinder am heimischen Herde zurücklassen, fragen sich mit banger Seele, was aus diesen Armen werden soll, wenn sie im Felde streiten oder gar niemals wiederkehren. Schon vielen Kindlein hat der Krieg den treusorgenden Vater geraubt, nun aber gilt es auch hier, Ersatz zu schaffen, soweit Menschenkraft dieses vermag. Unser Land will und wird sich in Dankbarkeit der kleinen Söhne und Töchter seiner Helden annehmen, und großzügige Kriegskinderfürsorge soll den Rahmen der schutzbedürftigen Jugend so weit wie möglich spannen. Die Frau, welche heute vor der Notwendigkeit steht, das ihr von Gott anvertraute Wesen zu kleiden, zu ernähren und vor Krankheit zu behüten, darf es getrost jener schützenden Liebe, die ihr jede Erleichterung schaffen wird, anheimgeben!

Vor mir liegt ein Buch, das diese schöne Verheißung in die Welt tragen soll. „Infants Welfare in War Time", auf deutsch: „Die Kinderpflege während des Krieges" von Dr. Grace L. Meigs, vom Children Bureau of the U. S., Dept. of Labor, in Washington, betitelt sich das Werk, dessen vierter Artikel das Spezialthema „Die Säuglingsversorgung und der Krieg" behandelt. Es enthält zunächst eine gründliche Uebersicht der Kriegsfürsorge für kleinere Kinder, welche in Deutschland, England, Frankreich und Belgien die Sterblichkeit unter denselben stark verringert hat. Die Art und Weise, wie diese Kriegshilfe gehandhabt wurde, war in den einzelnen Ländern sehr verschieden. In England bestand sie hauptsächlich in der vermehrten Anzahl von Inspektoren, welche die Mütter in der Gesundheitspflege der Babies und größeren Kinder unterrichteten. Es kam hinzu, daß schon im Monat Juni 1914 ein Gesetz passiert war, wonach den lokalen Behörden von seiten der Regierung Unterstützungen dafür geboten wurden. Die von der letzteren eingesetzte Verwaltung hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß während des Krieges trotz des allgemein herrschenden Sparsamkeitszwanges in dieser Richtung keine Einschränkung am Platze sei. In vielen Städten zögerte man dennoch, dieses segensreiche Arbeitsgebiet zu erweitern, weil die geeigneten Mittel fehlten und die Fonds aus privaten Mitteln allzu spärlich flossen. Aber die lokale Regierungsbehörde verfolgte ihr Ziel, durch ihre Inspektoren eine geregelte Kontrolle über alle pflegebedürftigen Säuglinge zu erlangen, mit solch eiserner Entschlossenheit, daß die Schwierigkeiten der Kinderfürsorge nach und nach behoben wurden.

Informationen über diesbezügliche Verhältnisse in Deutschland beschränken sich in unserer Broschüre nur auf die ersten achtzehn Kriegsmonate. Dr. Meigs spricht hier von der dringenden Notwendigkeit, den Müttern zu ermöglichen, für ihre Kleinen zu sorgen. So wurde z. B. für diesen Zweck in Berlin ein besonderer Ausschuß vom Roten Kreuz gebildet; ihm stand ein Fonds für bedürftige Mütter zur Verfügung, und er gebrauchte diese Gelder sowohl zur Unterstützung der Frauen, welche ihre Babies regelmäßig nach einer Bewahranstalt brachten, wie auch zugunsten jener, die sie im eigenen Heim behielten. In Paris scheint sich die Kinderkriegshilfe in erster Linie in der reichlicheren Versorgung bedrängter Mütter betätigt zu haben, und in Belgien wurden Speiseanstalten für beide Teile errichtet.

Ferner betont Dr. Meigs vornehmlich die Wichtigkeit der pekuniären Unterstützung, wie sie den Frauen der im Felde stehenden Soldaten von den Militärbehörden gewährt wird. In Canada und England werden alle Gattinnen der Eingezogenen in dieser Weise bedacht, in Deutschland und Frankreich tut man dies nur da, wo wirkliche Not herrscht, weil der Ernährer zu den Fahnen gerufen wurde. Außerdem bestand aber in obigen Ländern schon vor dem Kriege ein Regierungsfonds für bedürftige Mütter, aus welchem in bestimmten Fällen Vergünstigungen bewilligt wurden. In allen diesen Reichen, mit Ausnahme von Belgien, ist nun das Feld dieser Fonds sehr vergrößert worden und schließt entweder die Frauen aller Soldaten oder aber alle Frauen ein, welche die erwähnte Unterstützung der Militärbehörde genießen.

Aus den gegebenen Mitteilungen zieht Dr. Meigs nachstehenden Schluß inbezug auf die Vereinigten Staaten während der Kriegszeit:

„Das beste Mittel, eine wirksame Kriegsfürsorge für Säuglinge zu schaffen, besteht darin, daß die Mutter ihr Kind im eigenen Heim behält, daß sie ihm eine rationelle Pflege gibt, daß sie gesund ist und das Kleine, wenn möglich, selbst nähret. Nichts sollte im Kriege wichtiger sein, als die Ausdehnung und Verbreitung der schon bestehenden Fürsorge für Mütter und Kinder, und sie dürfte auf keinen Fall durch etwaige Verluste von Aerzten und Pflegerinnen, die auf diesem Gebiet bewandert sind, unterbunden werden. Die größten Anstrengungen wären nötig, möglichst viele Bewerberinnen für den Kursus der Ausbildung zur Kinderpflege heranzuziehen.

Gestaltet sich dieser Zweig der Kriegshilfe nach jenen kurzentwickelten Grundsätzen, so wird sie ein festgefügter, einheitlicher Bau, errichtet auf den Felsen des Volkswillens, würdig und ehrlich für die Verlassenen zu sorgen. Es wäre hocherfreulich, wenn auch die weitesten und unbeteiligten Kreise freundlich dazu Stellung nehmen wollten. Denn die schweren Verluste, welche unsere Volkskraft durch den Krieg erleiden muß, machen die Betreuung bedrohter und gefährdeter Kinder zu einer nationalen Pflicht, deren Erfüllung sich keine Frau versagen sollte! Welche ungeheure Fülle segensreicher Arbeit könnte geleistet werden, wenn jede täglich einige Stunden für dieses große Liebeswerk übrig hätte! Helft daher alle, die kleinen Weltbürger zu erhalten und zu kraftvollen, gesunden Menschen zu erziehen. Helft alle mit, die vielen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, auf daß dereinst starke Männer und mutige Frauen das Erbe in Empfang nehmen können, das ihre Väter in heißen Kämpfen errungen!

Die Camp Fire Girls.

In Kreisen junger Mädchen, besonders der aus Hochschulkreisen, erfreut sich die Vereinigung der „Camp Fire Girls" großer Beliebtheit. Nicht weniger wie 50,000 nahmen in diesem Sommer für eine Woche oder länger an dem Campleben teil und bestritten die Kosten von dem, was sie sich selbst erworben hatten; ein bedeutender Fortschritt im Vergleich zum vorigen Jahre, wo 45,502 Mädchen aus einer Mitgliedszahl von 90,000 registrierten. Der monatliche Zuwachs betrug vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg 2650. Seit dem ist diese Zahl auf 3347 gestiegen, sodaß am 1. Juli die Mitgliedsliste die stattliche Ziffer von 100,000 zeigte. Das ungebundene Campleben fördert in erster Linie Gesundheit, daneben bietet es den Teilnehmerinnen eine Fülle von Vergnügen. Selbstzucht und gegenseitige Achtung, die Grundlagen echter Kameradschaft, sind weitere schätzenswerte Züge, die das Zusammenleben in den jungen Geschöpfen zu schöner Blüte bringt.

Neben den häuslichen Arbeiten, wie Reinigen der Wohnstätten, Besorgen der Mahlzeiten und den vielen kleinen Verrichtungen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung nötig sind, lernen die Mädchen noch manches Kunsthandwerk, von dem sie auf ihren gemeinsamen Ausflügen Gebrauch machen. Holzschnitzereien und Webereien werden besonders gepflegt und manches schöne Stück zum Schmuck des Camps verwendet. Die Camps sind verschieden, manche bestehen aus Zelten oder eine alte Waldhütte ist der Mittelpunkt improvisierte Barracken oder gar der Hinterhof von dem eigenen Haus bilden oft den Schauplatz des Camps. Präsident Wilson ist der Ehrenpräsident der Vereinigung, die die Bestrebung verfolgt, aus den jungen Mädchen gesunde, selbstbewußte, tüchtige und glückliche Frauen zu machen, die fähig sind, der Nation mustergültige Söhne zu schenken. Bei weitem die größere Hälfte aller Camps, die seit dem Entstehen der Bewegung im Jahre 1912 gegründet wurden, sind noch in Existenz.

Ein Buch, das weder gedruckt noch geschrieben ist.

eine graphische Merkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art dasteht, befindet sich im Besitz der Familie der Fürsten von Ligne. Es handelt von den Leiden Christi und war schon 1640 eine Seltenheit; die Buchstaben sind in die Seiten eingeschnitten, wobei der besseren Lesbarkeit halber abwechselnd das eine Blatt weiß, das andere blau ist. Besonders bewundernswerth ist die mühsame, absolut gleichmäßige Ausführung der Buchstaben, die wie von der Maschine geschnitten scheinen.

Eine Rechtslehrerin an der Columbia.

Fräulein Mabel E. Witte,
Vorsteherin der Frauen-Klassen für Rechtswissenschaften an der Columbia Universität.

Wiederum hat eine der konservativsten Universitäten ihre Tore den Frauen geöffnet. Dem Beispiel Harvards und verschiedener anderer wissenschaftlichen Bildungsstätten folgend, hat die Columbia Universität zu New York Frauenklassen in der Rechtslehre gebildet, und an die Spitze eine Frau von eminentem Wissen berufen, Frl. Mabel E. Witte. Jahrelang hat der Kampf um die Zulassung der Frauen zu den Hörsälen dieser Universität gedauert, bis schließlich auch hier die Vorurteile vor dem fortschrittlichen Geist der Neuzeit weichen mußten. Mag sein, daß der Krieg ein Uebriges dazu getan hat, den Sieg der Frauen zu beschleunigen und ihnen lang ersehnte Rechte zu gewähren.

Die Vorsteherin der Frauenklassen ist eine sehr sympathische Erscheinung von verhältnismäßig jungen Jahren. Ihre Bildung empfing sie auf dem Vassar College und in der New York Law School. Frl. Witte praktizierte in Brooklyn, N. Y., seit sechs Jahren als Anwalt und führte während dieser Zeit manchen Prozeß mit bestem Erfolg.

„Der Zweck der Kurse," sagte die junge Direktorin, „ist, jede Frau so auszubilden, daß sie ihre eigenen Angelegenheiten selbst mit Geschick und Kenntnis verwalten kann. Sie wird kein Anwalt sein, aber sie wird wissen, wenn sie einen nötig hat, um ihre Interessen in kleinen Sachen zu wahren."

Ueber den Umgang mit Kranken.

Von **Ernst Georgy.**

Schmerzen und körperliche Beschwerden pflegen sich schnell zu vergessen. Das Alltagsleben im Hause und die beruflichen Pflichten lenken bald auch die Erinnerung an die ausgestandenen Leiden und die damit verbundenen seelischen Unbehagen ab. Man vergißt glücklicherweise, was Schwäche mit sich bringt, und daß eine wirkliche Krankheit zwischen dem von ihr Befallenen und der übrigen Welt eine unsichtbare Mauer errichtet. Je länger die Leiden währen, um so mehr schwächen sich die Interessen für die Umwelt ab, um so mehr verengt sich im allgemeinen der Interessenkreis und beschränkt sich schließlich und ganz begreiflicherweise auf die eigene Person, die Symptome der Krankheit, den Arzt, die Medikamente und allenfalls die nächste Umgebung. Es ist nur natürlich, daß ein Patient allmählich zum Egoisten werden muß, der nur zu seiner eigenen Gesundung, unwissentlich und unwillkürlich, die Brücken zum übrigen Leben geschlagen haben will, über die ihm eine Zufuhr an frischer Kraft, an Aufheiterung und Zerstreuung kommen. Mit Erstaunen bemerken wir häufig, daß Kranke zuweilen die Besuche nahestehender und geliebter Menschen ablehnen und das Kommen von gleichgültigeren Personen verlangen, die durch die Frische ihrer Persönlichkeit oder eine besondere Erzählergabe ablenkend und aufmunternd wirken.

Mit Verwunderung beobachten Aerzte und Krankenpfleger, daß selbst kluge und taktvolle Menschen befangen werden, sobald sie das Zimmer betreten, und es durchaus nicht verstehen, den richtigen Ton zu treffen, wenn sie mit dem Kranken plaudern. Viele glauben, etwas besonders Aufheiterndes zu tun, wenn sie dem Patienten versichern, daß er „ausgezeichnet" aussähe und man nichts von seinem Zustand wahrnehmen könne. Andere wieder zeigen Rührung oder Schrecken beim Anblick des Leidenden, beklagen eifrig seine „Blässe", seine „Abmagerung" und sagen ihm wahrheitsgetreu, daß er „elend" oder gar „nicht zum Wiederkennen" erscheine. Eines ist so falsch wie das andere! Vor allen Dingen beachte man die seelische Verfassung eines solchen Kranken. Ist er schmerzengeplagt und matt, so ist es direkt widersinnig, ihm ein gutes Aussehen nachzurühmen. Entweder ärgert ihn die Unwahrheit dieser Behauptung, oder er empfindet sie als Ironie und befürchtet, daß man ihm nicht Glauben schenkt. Andererseits kann ein Zugeben seines äußerlichen Verfalles auf sein psychisches Befinden außerordentlich ungünstig wirken, sein Vertrauen in seine Konstitution, in seine Behandlung erschüttern und eine eventuelle Genesung damit hinausschieben. Der gute Mittelweg ist auch hier am meisten zu empfehlen. Unsere Sprache ist so reich, daß man mit einigen liebenswürdigen Sätzen alle Gefährnisse umgehen kann, ohne eine direkte Kritik an dem Aeußeren des Patienten zu üben. Die Worte: „Ich habe mir Ihr Aussehen viel schlimmer vorgestellt", sind ebenso ungeschickt, weil sie den Argwohn erwecken können, daß das Uebel so schwer ist, um eine noch sichtlichere Schwäche zu rechtfertigen. Die Individualitäten der Kranken sind genau so verschieden wie die der Gesunden. Im leidenden Zustande treten eher noch Verschärfungen aller Eigenheiten ein, die der Pfleger, das Familienmitglied oder der Besucher zu berücksichtigen haben. Einem Pessimisten erzähle man nichts Niederdrückendes, schildere ihm nicht den unglücklichen Verlauf seiner Krankheit bei anderen und vermeide es, Gedanken an den Tod, an Operationen oder sonstiges menschliches Elend in ihm wachzurufen. Man plaudere mit ihm von heiteren Dingen, lenke seine Aufmerksamkeit auf Themen, die in gesunden Tagen sein Interesse erwecken, und gebe ihm, wenn irgend möglich, einen Denkstoff, der in ihm nachwirkt und ihn noch lange beschäftigen kann. So hilft man ihm am leichtesten über öde, schmerzensreiche Stunden fort. Dies letztere ist auch für leidende Optimisten zu empfehlen, die freilich eher geneigt sind, ihre Krankheit zu unterschätzen und dadurch Vorschriften des Arztes zu übertreten. Auch an die derart veranlagten Menschen vermeide man, Ernstes oder Unangenehmes heranzubringen. Das Krankenzimmer sei ein Heiligtum, in das man, soweit dies irgend angängig ist, nichts hineintrage, was seelisch niederdrücken kann. Aller Streit im Hause, jegliche Sorge, jeder Zweifel an Arzt und Behandlung mache vor seiner Tür halt. Wer zum Kranken geht, überwache sich mit strengster Selbstdisziplin und überlege jeden Satz genau. Am besten ist es, sich vorher von den pflegenden Personen Auskunft einzuholen, wie lange man den Besuch ausdehnen darf, ohne den Kranken anzustrengen. Ist man über die Dauer unterrichtet, so setze man sich derart, daß der Leidende, ohne den Kopf heben oder seitwärts drehen zu müssen, den vollen Ausblick auf seinen Besucher gewinnt. Man spreche mit nicht zu lauter, deutlicher Stimme in gemäßigtem Tempo, damit die Anstrengung des Zuhörens gemildert wird. Jeder Kranke hat viel kleine Dienstleistungen nötig, die man, ohne darüber zu sprechen, selbst machen kann, damit die Zahl der ihn umgebenden Personen nicht vermehrt zu werden braucht. Kissen oder Decken zurechtrücken, Erfrischungen reichen kann auch ein Ungeübter, während man das Umschlägemachen, Medizinegeben lieber den Pflegenden überläßt und die Zeit, die dazu nötig ist, in angemessener Entfernung von Bett und Stuhl, am besten im Nebenzimmer verbringe. Man lasse sich von den Leidenden ruhig ihre Krankheitsberichte geben. Es erleichtert sie, und jedem ist sein Schmerz, sein Uebel wichtig. Nur wenn man merkt, daß dies sie aufregt oder anstrengt, lenke man das Gespräch ab. Sonst ist es immer wirksam, wenn man das Bulletin durch Hinweise unterbricht, wie die gleiche Krankheit in andern Fällen guten Ausgang gehabt hat. Gewandte Erzähler werden jedoch bald so viel leicht faßlichen Plauderstoff herausbringen, soviel von den bekannten Hinz und Kunz, von Weltlage, Stadtklatsch, Literatur oder Kunst erzählen, daß der Kranke sein Leid vergißt und nachträglich noch Unterhaltung und Aufheiterung verspürt. Hierbei hüte man sich aber auch, von Dingen zu sprechen, die unerfüllbare Wünsche erwecken können und das ans Haus Gefesseltsein doppelt schmerzhaft fühlbar machen.

Den gleichen Takt, den man vom Auftreten und von der Unterhaltungskunst des Besuchers verlangt, kann man auch von den Gaben fordern, die er mitbringt. Keine betäubend duftenden Blumen! Keine Leckerbissen oder Eßwaren, die unverdaulich sind und erst nach der Genesung gegessen werden dürfen. Keine aufregende Lektüre in dicken, schweren Büchern oder unhandlich großen Journalen! Das seien die Hauptregeln für die Auswahl von Krankengeschenken. Das Leben des kranken Menschen ist so schwer, daß man alles tun muß, um es zu erleichtern.

Eleonore, Königin (Zarin) der Bulgaren †.

Die Königin von Bulgarien besucht ein Soldatenheim in Sofia.

Wieder ist eine deutsche Fürstin auf fremdem Thron verschieden und damit eine der sympathischsten Gestalten dahingegangen. Eleonore von Reuß war die zweite Gemahlin des Königs Ferdinand und ihm eine sinnige und verständnisvolle Lebensgefährtin geworden, eine mütterliche Freundin seinen Kindern. Ihre hohe Stellung am bulgarischen Hofe und im ganzen Lande hat sie in edelster Weise ausgefüllt.